

Hübsches Grauen

Aus Beethovens „Fidelio“ wird in Wien ein Marschierplatz

Es bleibt das Problem jeder Inszenierung von Beethovens „Fidelio“, das Stück zwischen Lustspiel und Politidrama, zwischen Liebesgeschichte und Anti-Diktatur-Kampf hindurch zu balancieren. Im Theater an der Wien, wo einst Beethoven die Urfassung des Stückes zur Uraufführung brachte, hat sich Herbert Föttinger nun für die brachialst mögliche Variante entschieden, indem er das Stück in einem nur leicht verfremdeten Nationalsozialismus ansiedelt. Zwischen monumental grau ragenden Wänden – der Entwurf stammt vom im vergangenen Jahr verstorbenen Bühnenbildner Rolf Langenfass – wird marschiert und erschossen, da herrscht statt der mit diesem Stück eigentlich gut zeigbaren Banalität des Bösen überhaupt nur das Böse in seiner theaterkenntlichsten Gestalt. Dass Föttinger, Direktor des Wiener Josefstadt-Theaters, erstmals Oper inszeniert, entschuldigt kaum, wie klischeehaft, vorabenderorientiert, altbacken und damit letztlich affirmativ dieses hübsch ausgeleuchtete Grauen wirkt. Als Männer in Uniform dürfen Lars Woltd (Rocco), Martin Gantner (Pizarro) und Johannes Chum (Jaquino) sogar beim Singen nur bellend oder gefährlich säuseln. Und selbst die anderen Figuren übernehmen diese Gesangsästhetik, die man wahlweise extrem naturalistisch oder unmusikalisch finden kann. Die vielen leisen Zwischentöne einer als Leonore ungewöhnlich lyrisch besetzten Juliane Banse, von Michael Schade (Florestan) und Anna Prohaska (Marzelline) beeindruckt. Aber eine dem Sprechtheater nachgeahmte vollpsychologische Intimität mag beim Liedgesang funktionieren, in der Oper wirkt soviel hechelnder Authentizitätswille gefühlig. Am Ende wirken hier die Sänger betroffener als das Publikum.

Zumal Nikolaus Harnoncourt alle diese Bestrebungen noch einmal doppelt, indem er mit brachialem Expressionismus den düstersten „Fidelio“ aller Zeiten dirigiert. Faszinierend ist durchaus, wie er die Ouvertüre aus Einzeltönen zusammenklaut, als hätte er ein „Rheingold“ zu wuchten. Er dünn Beethoven in eine sehne Unzusammengehörigkeit aus, stellt Bläsersoli regelrecht bloß. Auf historischen Instrumenten darf der Concentus Musicus Wien schrubb und kieksen und fehlintonieren, wie man es nur von den ältesten Zeiten der historischen Aufführungspraxis im Ohr hat. Harnoncourt verlagert das Gewicht von den vibratosen Violinen konsequent in die dunklen Bässe. Ein Kontrafagott dürfte im „Fidelio“ noch nie eine derart prominente Rolle gespielt haben, und die Pauken finden Einsatz in improvisierten musikalischen Effekten. Harnoncourt hat die Aufführungspraxis schon immer als Chance zu einem starken Subjektivismus begriffen. Doch agiert er hier, passend zu Gesangs- und Regieästhetik, mit solchem Überdruck, dass aus der „Klangrede“ ein regelrechtes Klanggeschrei wird.

Wenn Föttinger das Finale vom Arnold Schoenberg Chor in Konzertkleidung singen lässt, angeführt wie aus dem Regiesetzbaukasten von einem als Beethoven verkleideten Don Fernando (Garry Magee), dann soll man zum hundertsten Mal verstehen: „Es gibt keinen Ausweg!“ Gibt es aber doch: notfalls durch die Zuschauerarmut nebenan. MICHAEL STALLKNECHT

VON TILL BRIEGLE

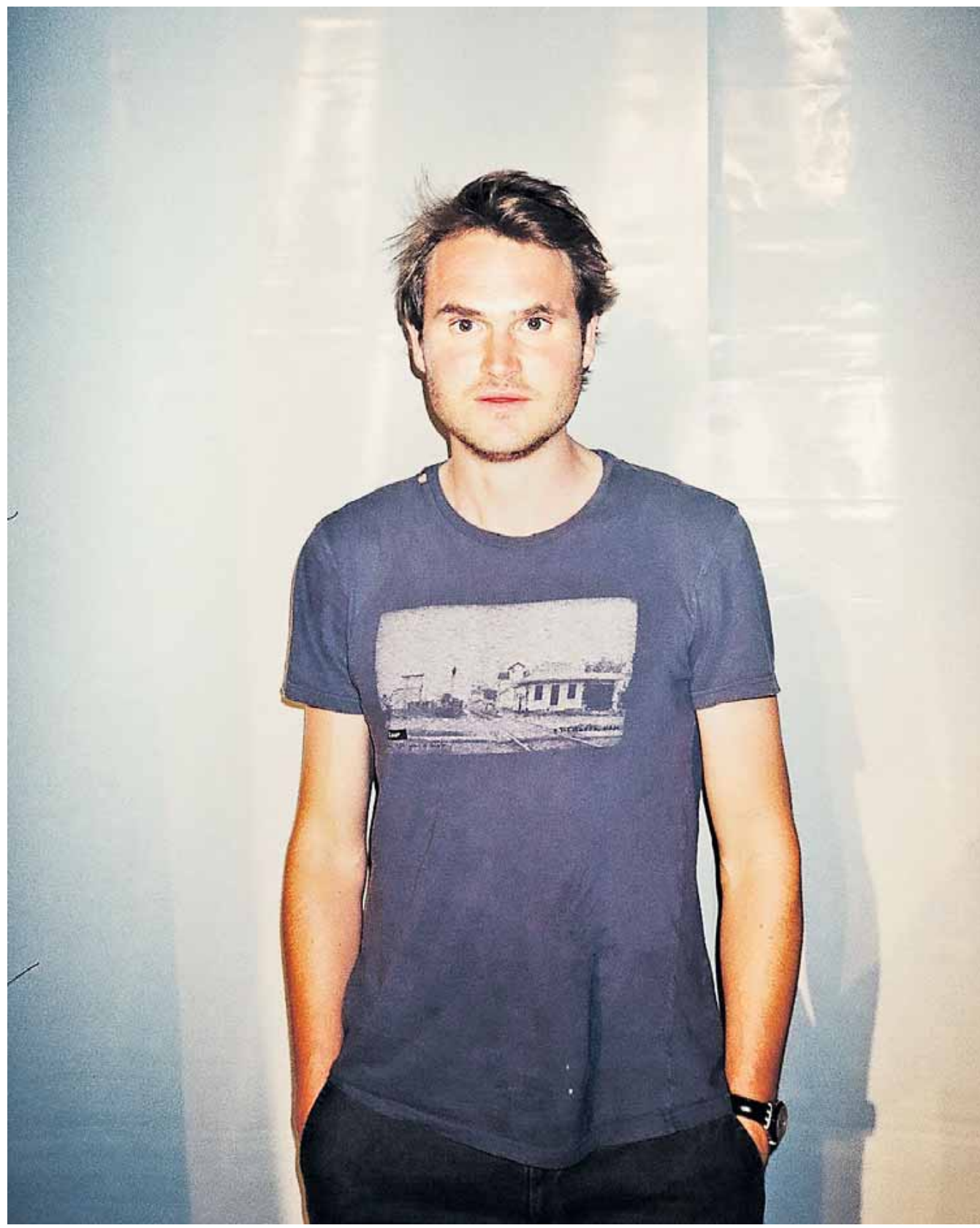
Es heißt, dass man die Mentalität eines Landes an seinen Film- und Fernsehstars erkennt. Nur in Deutschland ist das anders. Da erkennt man die Mentalität an dem Gejammer darüber, dass deutsche Berühmtheiten nichts taugen. Eigentlich gelten die Damen und Herren, die für Quote sorgen, weitgehend als Pseudos. Als Eierkocher-James-Bond wie Til Schweiger, als blaustrümpfige Eisblumen-Walküre wie die Vroni oder als humoristische Berufsunfälle mit dem Ethos des schlechten Benehmens wie der Bohlen Dieter. Ein „Star“ in Deutschland zu sein, bedeutet, mit dem ständigen Gefühl leben zu müssen, nur für die Quote zu taugen. Also stellt sich doch die Frage, ob wir Deutschen einfach so neidisch und gemein sind, wie unsere Celebrities vermutlich glauben, oder ob unsere Filmzeugnisse nicht doch einfach mal andere Schauspielstars vertragen könnten.

Ausgerechnet ein „Tatort“, dieses sonn-tägliche Ersatzgebet an die deutsche Befindlichkeit, sorgte vor einigen Wochen an diesem Punkt für Diskussionsstoff. Nein, nicht der mit Til Schweiger, der das alte Dilemma nur erneuert hat, sondern der mit Fabian Hinrichs, ein Münchner „Tatort“ mit dem bezeichnenden Titel „Der tiefe Schlaf“. Als fingertrommelnde Nervensäge mit herzlich schrägen Verhaltensauffälligkeiten lebte der neue Partner von Batic und Leitmayr, Gisbert Engelhardt, zwar nur 60 Minuten, bevor er den Foltertod neben einer Bundesautobahn starb, aber diese Stunde war eben eine Sternstunde. Selten waren bezahlte und unbezahlte Rezensenten sich so einig darüber, dass der tiefe Schlaf des deutschen Star-Wesens hier einen heilsamen Alb geträumt hat: Fabian Hinrichs passte einfach nicht, und zwar im allerbesten Sinne.

Geschult im Theater von Castorf, Pollesch und Schlingensiefel, ist Hinrichs keiner, der sich anbietet

Obwohl dies bereits Hinrichs dritte „Tatort“-Rolle war und er als Hans Scholl in Marc Rothemunds preisdekoriertem Drama „Sophie Scholl – Die letzten Tage“ 2005 schon mal am echten Ruhm schnupfern durfte, sorgte erst Gisbert Engelhardt dafür, dass Hinrichs ein Heiland von Facebook wurde, wo seit Ende Dezember Tausende Klicker vom Bayrischen Rundfunk fordern, den Toten wiederauferstehen zu lassen. Das ungekünstelt Anstrengende dieser Figur hat ganz offensichtlich präzise eine Zuschauer-Sehnsucht getroffen, die genug hat von den rundgelutschten Originalen, wie sie deutsche Fernsehredakteure so lieben.

Aber Hinrichs ist ein Typ, der es nicht fertigbringt, dauernd die Nähe zu den Garant des Erfolgs zu suchen, die vor allem den Kompromiss lieben. Er stellt in Interviews dem deutschen Filmschaffen ein ehrliches Zeugnis aus, auch, wenn seine Agentur darüber verzweifeln mag: „Man sieht beim deutschen Film eigentlich nur die



Eher nicht der Typ für Kompromisse: Der Schauspieler Fabian Hinrichs redet gerne Tacheles.

FOTO: WILLIAM MINKE

Bremse, das Malen nach Zahlen.“ Und trotz seines persönlichen Erfolgserlebnisses erkennt er „keine Möglichkeit, etwas zu verändern, vollkommen ausweglos. Ich bin frustriert, alle sind frustriert.“ Hinrichs hat dieses Selbstbewusstsein, Tacheles zu reden, in einer Theatertradition entwickelt, auf die deutsche Caster in der Regel nur kopfschüttelnd herunterblicken:

Das intelligente Gestörtentheater von Frank Castorf, René Pollesch, Schorsch Kamerun oder Christoph Schlingensiefel, mit denen Hinrichs arbeitete, seit er 2000 von der Schauspielschule an die Volksbühne Berlin engagiert wurde. Diese Lehre macht in zwar so auffällig gut und eigen, aber das disqualifizierte ihn bisher eher für den Beruf eines deutschen Stars.

„Ich. Welt. Wir. Es zischeln 1000 Fragen“, der Titel von Fabian Hinrichs zweitem selbstgebasteltem Soloabend, der nun am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg Premiere hatte, sagt eigentlich schon alles darüber, warum er es vermutlich auch weiter schwer haben wird, den „Bambi“ zu gewinnen. Denn wenn man ihn das machen lässt, was er am Besten kann,

dann gibt Hinrichs einen satirischen Barfußprediger, der mit seiner Suche nach einer neuen Ernsthaftigkeit nervt. Herrlich nervt, wohl gemerkt. Seine besten Abende hatte er immer, wenn Regisseure wie Schorsch Kamerun oder René Pollesch ihn von der Leine ließen, zuletzt auch gerne ganz allein, wie in den Soloperformances „Ich schau dir in die Augen, gesellschaftlicher Verblendungszusammenhang“ oder „Kill your Darlings“, für die Hinrichs einige Theaterauszeichnungen gewann. Dann tigt Hinrichs über die große leere Bühne, spielt schelmisch grinsend mit dem Publikum und macht sich in überdehntem Deklamieren Gedanken über die Seele.

In seinem Solo erzählt er vom „Schmerz, ein moderner Mensch sein zu müssen“

In Hamburg hat Hinrichs' Ansprache nun endlich die perfekte Form gefunden: ein Gottesdienst ohne Gott. In langer Unterwäsche, begleitet von einem Sitarspieler schlüpft Hinrichs in verschiedene Gurus-Positionen. Unter einem bedrohlich leuchtenden kosmischen Auge und umstellt mit Pappkonterfeis von Schopenhauer, Gründungs, Freud, Sloterdijk und anderen Geistesgrößen schlägt er den Gong und ruft: „Ich suche ein Tor gegen den Schmerz, ein moderner Mensch sein zu müssen.“ Im Bett mit Adorno erklärt er: „Wir haben uns totgedacht.“ Hildegard von Bingen wird von der Bühne getreten, weil sie nur reiche Frauen in ihr Kloster aufgenommen hat. Und zwischen Morrissey und Goebbels erklärt der Prediger die neuesten Thesen zur Männlichkeitsdresur: „Wir müssen hart werden, das ist unser Schicksal. Wenn diese Selbstverhärtung nicht gelingt, wird man depressiv und sehnt sich nach einem milderen Klima.“ Das ist nicht der Humor des deutschen Fernsehens. Und zwar gar nicht mal wegen der absurden Manier, sondern weil Hinrichs die Dinge nicht denunziert, über die er scherzt.

Tatsächlich lebt ein Abend wie „Ich. Welt. Wir.“ von der Schweben zwischen Botschaft und Boshaftigkeit. Philosophie und Esoterik als Gegenstand zu wählen, um spielerisch über die menschliche Verlorenheit zu scherzen, zeugt bei Hinrichs von ernsthafter Auseinandersetzung. Jede vor-schnelle Verurteilung von Sonderlichkeiten ist diesem fröhlichen Franziskus ein Grauel, und sein Humor hat etwas von Buße, das versprochene Heil leider nicht wirklich glauben zu können. Im Gegensatz zum Popstatus, den Glauben heutzutage annimmt, ist Hinrichs' assoziatives Herumstreuen in der Geistesgeschichte getrieben von tiefem Interesse. Schwer vorstellbar also, wie ein so geformter Charakter neben Christine Neubauer oder Stefan Raab auftritt. Und deswegen wird es wohl auch nichts mit den neuen Stars. Denn um die Qualität eines Fabian Hinrichs wirklich herauszustellen, müsste man die Branche dem Schauspieler anpassen, und nicht umgekehrt. Über diese Konsequenz befindet sich das deutsche Qualitätsfernsehen offensichtlich noch immer im Tiefschlaf.

„Die Party ist vorbei“

Globalisierungs-Theoretiker Chandran Nair über den starken Staat und das Ende des Wachstums

Chandran Nair wurde als Sohn indischer Auswanderer in Malaysia geboren. In Hongkong baute er die Firma Environmental Resources Management auf, Asiens führendes Umweltberatungsunternehmen, und gründete das „Global Institute for Tomorrow“, das sich mit der nachhaltigen Entwicklung Asiens beschäftigt. Vor zwei Jahren erschien in Deutschland sein Buch „Der große Verbrauch. Warum das Überleben unseres Planeten von den Wirtschaftsmächten Asiens abhängt“.

SZ: Herr Nair, Sie sagen, dass demokratische Kulturen mit ihrem Prinzip der persönlichen Freiheit das zentrale Problem des 21. Jahrhunderts nicht lösen können. Die Ressourcen sind endlich und die Weltbevölkerung wächst immer weiter. Sie plädieren für einen starken, autoritären Staat, um den Wohlstand besser zu verteilen. Ist Ihnen gleichgültig, welche schlechte Erfahrungen die Weltgeschichte mit autoritären Regimes gemacht hat und immer noch macht?

Chandran Nair: Im Westen fühlen sich viele an den Kommunismus und den Faschismus erinnert, wenn ich vom starken Staat spreche. Aber das sind eure Erfahrungen, nicht unsere. Asien muss vor dem Hintergrund, dass das 21. Jahrhundert ganz neue Herausforderungen stellt, eigene Ideen für seine sozialen Systeme entwickeln, ohne die ideologischen Schranken aus dem Westen zu übernehmen.

Aber ist es nicht eine große Errungenschaft, dass der Staat seine Bürger in Fragen der persönlichen Lebensführung nicht bevormundet?

Der Westen argumentiert gern mit den Menschenrechten, um seine Positionen durchzusetzen. Ich glaube jedoch, dass wir im 21. Jahrhundert neue Prioritäten setzen müssen: Das Recht auf individuelle Freiheit wird hinter das Recht auf sanitäre Anlagen, Elektrizität, sauberes Wasser, sauberes Essen und Bildung zurücktreten. Schon heute leben allein in Indien 400 Millionen Menschen ohne Strom. Das ist, als lebe die gesamte Europäische Union in kompletter Dunkelheit.

Im Westen herrscht immer noch die Überzeugung, dass der Zugang zum freien Markt die Lebensbedingungen aller Menschen verbessert. Ein Irrtum?

Vor allem die Inder glauben fest an den freien Markt. Nachdem sie zwei Jahrhunderte lang die kulturelle Kolonisation ertragen haben, wollen sie jetzt zeigen, dass sie genauso reich sein können wie die Menschen im Westen. Im Jahr 2060 wird es etwa fünf Milliarden Asiaten geben. Wenn alle diese Menschen denselben Lebensstandard haben wollen wie die etwa 600 Millionen First-Class-Konsumenten in Amerika und Europa heute, wird unser Planet zusammenbrechen. Deshalb müssen die Asiaten verstehen, dass sie leider zu spät kommen: Die Party ist vorbei.



Chandran Nair hat indische Wurzeln, studierte Chemieingenieurwesen in England und sammelte Erfahrungen als technischer Entwicklungshelfer in Swaziland. In Hongkong leitete er die Firma Environmental Resources Management.

Und wie kommen solche Thesen bei den Menschen in Asien an?

Überschenderweise sehr gut. Die Asiaten wissen aus ihrer täglichen Erfahrung, dass ich recht habe. Schon heute haben mehr Inder ein Handy als eine Toilette. Wenn ich in den USA spreche, reagieren die Leute viel verstörter. Sie glauben noch immer, dass wirtschaftlicher Liberalismus, exzessiver Konsum und forcierte Urbanisierung die besten Instrumente für eine bessere Zukunft sind. Sie glauben, dass es allen besser geht, wenn wir Asiaten nur gegen Autos kaufen. Wenn Sie mal in einer asiatischen Stadt gewesen sind, wissen Sie, dass wir noch mehr Autos so dringend brauchen wie ich ein Loch im Kopf. Niemand bezweifelt heute, dass unsere Ressourcen begrenzt sind. Und deshalb brauchen wir einen Staat, der den Menschen in Asien sagt: Du wirst kein Auto besitzen.

Mobilität ist aber doch eine Grundbedingung für individuelle Freiheit.

Ich bin nicht gegen Mobilität, sondern gegen grenzenlosen Konsum. Der konsumorientierte Kapitalismus, wie wir ihn heute kennen, funktioniert nur so lange, wie die Konzerne ihre Produkte radikal unter Preis verkaufen können. Die wahren Kosten für ein T-Shirt werden ausgelagert: Für die Rohstoffe werden Entwicklungsländer geplündert, die Arbeitskräfte in Bangladesh werden so gut wie nicht bezahlt, der giftige Müll wird weit weg verklappt. Der westliche Konsument bezahlt für ein T-Shirt höchstens zehn Prozent des wahren Preises. Wenn im Jahr 2060 fünf Milliarden Asiaten an eure Tür klopfen und sagen, wir wollen das auch, wird es keinen Ort mehr geben, an den man die wahren Kosten auslagern kann.

Und was wird geschehen?

Dann wird man das für die Produkte bezahlen müssen, was sie kosten. Wenn ich dann Auto fahren möchte, werde ich auch einen realistischen Preis bezahlen müssen. Der liegt mindestens tausend Prozent über dem, was die Europäer heute fürs Autofahren ausgeben. Wer sich die Arbeitsbedingungen beim chinesischen Hersteller Foxconn anschaut, versteht sofort, dass ein iPad eigentlich 5000 Dollar kosten müsste.

In Europa setzt man Hoffnungen in die Macht des verantwortungsvollen Konsumenten. Sind die unberechtigt?

Das ist ein schönes Märchen. Der grüne Konsument ist in Europa eine kleine Minderheit, in den USA gibt es ihn so gut wie gar nicht. Und: Auch der grüne Konsument besitzt gern ein iPad. Wir verhalten uns verantwortungsvoll, solange wir das öffentlich zeigen können. Aber sobald wir unbeobachtet sind, treffen wir kurzfristige Entscheidungen. Ich sage nicht, dass der Mensch schlecht ist und keine Rechte mehr haben soll, aber ich sage: Der individuelle Anspruch, ein Auto zu besitzen, wird zu einem kollektiven Altruismus füh-

ren. Deshalb brauchen wir starke staatliche Institutionen, die in die Kapitalflüsse eingreifen können, um für die Menschen die grundlegenden Bedingungen eines würdevollen Lebens zu schaffen. Es ist eine rein westliche Wertvorstellung, die Freiheit des Individuums über die Grundversorgung des Kollektivs zu stellen. Sie ist unter den Bedingungen des 21. Jahrhunderts nicht mehr zu halten.

Die deutsche Regierung treibt die Energiegewende voran. Bis 2050 soll sich der deutsche Verbrauch an Energie halbierten. 60 Prozent davon sollen aus erneuerbaren Quellen stammen. Die Konzerne sollen nun neue Technologien entwickeln, die dann wiederum nach den Gesetzen des freien Marktes exportiert werden könnten, weil sie zugleich umweltschonend und effizient sind. Ist das eine Politik, mit der Sie leben könnten?

Es ist nah dran an der Art eines starken Staates, wie ich ihn mir vorstelle, weil hier die technologische Entwicklung und die Prozesse des Marktes in eine sinnvolle Richtung gelenkt werden. Ich bin selbst Unternehmer und kein Antikapitalist, aber ich glaube, dass die Asiaten den Kapitalismus neu denken müssen. Es muss feste Regeln geben. Der anglo-amerikanische Wirtschaftsliberalismus versucht dagegen, alle Regeln abzuschaffen. Ich komme auch deshalb gern nach Deutschland, weil hier an den Universitäten offener über diese Probleme nachgedacht wird als anderswo.

Wie erklären Sie die zunehmende Unbeliebtheit Deutschlands in Europa, obwohl Angela Merkel ihrer Ansicht nach politisch alles richtig macht?

Mir gefällt Angela Merkels Europapolitik, weil sie anderen Ländern deutlich macht, dass sie nicht länger über ihre Verhältnisse leben können. Aber das ist natürlich ein schmerzhafter Prozess. Europa hat jahrzehntlang in einem Wohlstand gelebt, der mit den Verlusten anderer Länder und leichtsinnigen Zukunftsspekulationen bezahlt wurde. Das wird jetzt korrigiert.

INTERVIEW: FELIX STEPHAN

Immer offen bleiben

Der Architekt Toyo Ito erhält den Pritzker-Preis

Eine der wichtigsten Aufgaben eines Gebäudes, nämlich nicht einzustürzen, hat die von Toyo Ito entworfene Mediathek im japanischen Sendai bravourös erfüllt. In einem Youtube-Video, das während der Erdbebens vor zwei Jahren in einem der Lesesäle aufgenommen wurde, schüttelt sich das Gebäude, als erleide es einen epileptischen Anfall.

Was Architektur heute sonst noch sein kann und muss, dieser Frage geht Toyo Ito seit dem Beginn seiner Arbeit mit einer Steigkeit nach wie kaum ein anderer in seinem Fach. Dafür und für eine lange Liste außergewöhnlicher Gebäude wird der 71-Jährige nun mit dem Pritzker-Preis ausgezeichnet, dem wichtigsten Preis, den man als Architekt gewinnen kann.



Toyo Ito's Museum der Architektur im japanischen Imabari-shi (2011). FOTO: AP/DPA

Im Fall der 2001 eröffneten Mediathek, seinem wichtigsten Werk, hieß die Antwort: Architektur ist heute nicht mehr nur Interface zwischen Mensch und Natur, sondern auch zwischen dem Menschen und den digitalen Strömen, die um ihn rauschen, „externalisiertes Hirn“, wie Ito in seinem Essay „Tarzan im Medienschunge!“ schrieb, seinem Manifest für die Architektur der nahen Zukunft. Mit Offen-

Grundrissen, mit vertikalen „Bäumen“, die wie unregelmäßig gewachsen die Etagen halten, rief er das Ende des monumentalen Wissenstempels mit seinen steiergeordneten Machtstrukturen aus. Barrierefrei solle ein Gebäude nicht nur für Rollstuhlfahrer sein, auch alle anderen Barrieren sollen verschwinden: das hierarchische Verhältnis zwischen Besuchern und Angestellten; die vorgeschriebenen Wege durch das Gebäude. Bald, so Ito, werde der physische Bau durch eine zweite, ständige wandelbare Komponente der Architektur ergänzt: die Software.

Dabei sind Ito derartige Proklamationen eigentlich fremd. Begonnen hat er seine Karriere in den Sechzigerjahren im Büro von Kiyonori Kikutake, einem der Gründer des Metabolismus, jener kurzlebigen japanischen Architektur-Avantgarde, die dem schockartig in die Moderne katapultierten Nachkriegsjapan futuristische, wandelfähige Riesenstrukturen bauen wollte.

Doch der Aufbruch verpuffte. Erst in den Achtzigern, als Ito beim „Turm der Winde“ in Yokohama (1986) mit einer Fassade experimentierte, die nachts zugleich Leinwand eines abstrakten Films wurde, fand er seinen gestalterischen Optimismus wieder. Andere hätten die damals neue Idee wieder und wieder bemüht. Ito jedoch wechselte gleich wieder die Richtung. Mal schlug man ihn der Hightech-Architektur von Norman Foster und Richard Rogers zu, mal nannte man ihn postmodern (aber „im Gewande eines Modernen“) – stets lag man knapp daneben. Ito, der Deleuze-Leser, tut nicht nur alles, um die Ambivalenz und Offenheit seiner Gebäude zu retten – statt eine weitere Druckkammer des Gemeinschaftsgefühls zu bauen, ließ er bei seinem Nationalstadion im taiwanesischen Kaohsiung eine Stirnseite offen – auch sich selbst hält er immer den Ausgang in die Nichtfestlegbarkeit frei. Wenn es in seinem Werk einen roten Faden gibt, dann ist es die ständige Vermittlung zwischen entgegengesetzten Konzepten. Sein Ideal, schreibt er, wäre „eine poetische und ephemere Architektur, übersetzt in dauerhafte Bauwerke“. JÖRG HÄNTZSCH